

Blutrot leuchtet der Vollmond jenseits von Java

Die Toneelgroep Amsterdam dramatisiert den Roman „Die stille Kraft“ von Louis Couperus für die Ruhrtriennale

Erst Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ (F.A.Z. vom 24. August), dann Zolas „Die Rougon-Macquart“ (F.A.Z. vom 11. September), jetzt „Die stille Kraft“ von Louis Couperus, die Ivo van Hove mit der Toneelgroep Amsterdam im Salzlager der Kokerei Zollverein in Essen inszeniert hat – auch bei der Ruhrtriennale hat die Romandramatisierung Konjunktur. Doch selten stellt sich die Frage, ob man die Vorlage – noch einmal oder erstmals – vorher lesen soll und was daraus folgt für die Einschätzung der Aufführung, so grundsätzlich.

Denn der 1900 veröffentlichte Kolonialroman des niederländischen Schriftstellers (1863 bis 1923) gilt in dessen Heimat als Klassiker, die deutsche Übersetzung, erst 1993 erschienen und in dieser Zeitung als „Wiederentdeckung“ begrüßt, aber hat sich derart rar gemacht, dass sie auch antiquarisch nicht mehr zu haben ist. Die Dramaturgie des Festivals hilft aus und ermöglicht ein faszinierendes Lektüreerlebnis, das als Antrittsprämie zu Buche schlägt – und mit jeder Seite die Skepsis steigert, dass die Szene dieser von vielen dunklen Stimmungen durchwebten und psychologisch subtilen Prosa gerecht werden kann.

„Der Vollmond, tragisch an jenem Abend, hatte sich schon früh, noch beim letzten Tagesschimmer, gleich einer riesigen blutroten Kugel erhoben“: So beginnt der Roman, mit einem Bild, das die

beiden Welten, die darin aufeinanderstoßen, die irrationale, fatalistische, mystische des Orients und die rationale, materialistische, aufklärerische des Okzidents, poetisch in Beziehung setzt und mit einer ersten düsteren Ahnung belegt. Schauplatz ist Labuwangi, eine fiktive Provinz im Innern der Insel Java, wo Otto van Oudijck als Resident die niederländische Kolonialmacht vertritt und mit dem Regenten Soenario, einem einheimischen Prinzen, der als zeremonielles Aushängeschild dient, eine nur formale Doppelspitze bildet.

Während der Beamte aufgeht in seinem Beruf und „streng, aus Liebe zu diesem Volk“ die Verwaltung organisiert, langweilt sich seine zweite Frau Leonie, eine egozentrische Schönheit, und betrügt ihn mit ihrer „weißen“ und ihrer „braunen Liebe“: mit Theo, seinem Sohn aus erster Ehe, und mit Addy de Luce, dem neunzehnjährigen „Halbblut“ einer französisch-javanischen Fabrikantenfamilie, einem Adonis und Frauenschwarm, in den van Oudijcks siebzehnjährige Tochter Doddy verliebt ist.

Doch der Resident ignoriert, obwohl sich längst alle den Mund zerreißen, die familiären Probleme. Unterstützt von Eva Eldersma, der Frau des Sekretärs, die nüchtern und loyal repräsentative Aufgaben übernimmt, führt er die politischen Geschäfte, diffamierenden Briefe schenkt er keine Beachtung. Der Kon-

flikt verschärft sich, als van Oudijck mit Soenario, den er für einen degenerierten Javaner hält und der ihn als ausländischen Ungläubigen verachtet, aneinandergerät und seine Ankündigung wahr macht, dessen Bruder, der mit einem Griff in die Verwaltungskasse seine Spiel-schulden beglichen hat, als Regenten eines Nachbarorts zu entlassen. Der beispiellose Vorgang ruft die alte Fürstin auf den Plan, die, in ihrem Familienstolz verletzt, van Oudijck um Milde und Gnade für ihren Sohn bittet, sich ihm zu Füßen wirft und als Sklavin anbietet. Doch der Europäer bleibt dabei, etwas anderes widerspräche seinen Prinzipien.

Was bisher in der Bevölkerung garte, beginnt nun zu brodeln, okkulte Mächte verbinden sich gegen den Beamten, bringen seine Ordnung ins Wanken und lassen ihn schließlich aufgeben. „Nie gibt es verständige Harmonie, nie erwächst mitfühlende Liebe“, hatte da Si Oudijck, der „vergessene“, außereheliche Sohn des Residenten, ein fanatischer Moslem, das Verhältnis zu den Kolonialherren bereits charakterisiert und insgeheim gehofft, „dass Allah das Unterdrückte aufrichten wird, einst im noch fernen Morgengrauen der anbrechenden Zukunft“. Von Leonie, die nach Paris geht, geschieden und von Eva, die nach Holland zurückkehrt, verlassen, bleibt Otto van Oudijck in Java zurück, heiratet eine Einheimische mit vielen Kindern und arrangiert sich,

entwurzelt und unterlegen, mit der Fremde, wie sie ist, auch wenn er sie nicht versteht. Die stille Kraft hat die importierte Ordnung zersetzt und obsiegt: eine frühe, weitseichtige Kritik des niederländischen Kolonialismus, die, als dieser gerade den Zenit erreicht hat, seinen Niedergang voraussagt.

Ein großer, heller, quadratischer Raum, der mit Terrassendielen aus Bangkirai-Holz ausgelegt und sparsam – ein paar Sitzgelegenheiten, hinten rechts eine Kleiderstange – möbliert ist. Die Bühne von Jan Versweyvel verzichtet auf Exotismus, ein schwarzer Konzertflügel und asiatische Klangstäbe lassen das Gegeneinander der Kulturen anklingen. Am linken Rand tragen Diener im Sarong das Geschirr für eine Reistafel herein, das Zentrum gehört den Protagonisten der alten und neuen Macht. Die Meereswellen, die auf der Rückwand filmisch heranrollen, brechen und aufschäumen, branden auf ferne Gestade, Monsunregen prasselt und peitscht, Wirbelwinde, Blitz und Donner.

Die Textfassung von Peter van Kraaij begründet die Handlung, überspringt Episoden und Stimmungsbilder, und die elegante Inszenierung von Ivo van Hove setzt Extreme des Wetters (und gelegentlich historische Filmaufnahmen) ein, um atmosphärische Verkürzungen auszugleichen. In starken, reich instrumentierten Bildern wird ein existentielles Drama erzählt, das in den sexuellen Ausschweifungen Leonies die Schwüle des Boulevards streift und in der Konfrontation mit der alten Fürstin die Wucht einer antiken Tragödie gewinnt: Begegnungen und Auseinandersetzungen von Menschen, die mit der Fremde, auf die sie stoßen, ihre Bedingtheit, Ohnmacht und Überheblichkeit erfahren. Getragen wird die Aufführung in niederländischer Sprache von dem souveränen, locker und differenziert aufspielenden Ensemble der Toneelgroep Amsterdam: Gijs Scholten van Aschat gibt Otto van Oudijck eine sympathische, kantige Prinzipientreue, Halina Reijn seiner Frau Leonie eine träge Sinnlichkeit und ein mokantes Lächeln, hinter denen sie emotionslos ihre Lust auslebt, Maria Kraakman der Eva Eldersma eine wunderbar klare, illusionslose Bestimmtheit.

Der Stein, der durchs Fenster schlägt, der blutrote Sirih-Saft, der Leonie im Bad trifft, der Spiegel, der plötzlich birst – ominöse Zeichen, Geisterspuk, der sich nicht aufklären lässt. Die politische Brisanz des Stoffs wird nur angedeutet, der Schatten des weißen Hadschis wächst noch nicht zum fundamentalistischen Schrecken. Doch in den ferneren Verhältnissen, die das Theater spielend heranholt, glimmen die Zündschnüre für die Brandherde der Gegenwart.

ANDREAS ROSSMANN



Weiße Liebe, braune Liebe: Halina Reijn als egozentrische Residentengattin in „Die stille Kraft“

Foto Caroline Seidel